

Die keltischen Viereckschanzen – vielleicht doch Viehgehege?

Julius Beeser

Die archäologisch erfaßten Reste jener mehr als 500 Erdanlagen, die man lange Zeit wegen ihrer wehrhaften Ausgestaltung zumeist als keltische Viereckschanzen bezeichnet hat, werden heute fast einheitlich als einstige Heiligtümer angesehen. Auch diese Zweckbestimmung soll im Folgenden infrage gestellt werden.

Von der Bretagne bis nach Mähren nachgewiesen, konzentriert in Württemberg und im nichtalpinen Bayern

Die teils mit dem bloßen Auge erkennbaren, teils nicht mehr sichtbaren Anlagen finden sich in einem zusammenhängenden, quer durch einige europäische Länder reichenden Gebiet. Es beginnt im Westen in der Bretagne, an der unteren Seine und an der mittleren Loire, schließt Teile des Oberrheintales ein, reicht im Norden bis zum Main und im Süden bis zum nördlichen Alpenrand; es endet im Osten an der oberen March in Mähren¹. In den sonstigen ehemals von Kelten bewohnten Gebieten fehlen sie entweder oder sie sind bisher unentdeckt geblieben. Der Großteil der Anlagen befindet sich im Landesteil Württemberg und im nichtalpinen Bayern. Am dichtesten war ihr Bestand zwischen Schwarzwald, Main und Alpennordrand. Allein im württembergischen Landesteil kennt oder vermutet man etwa 110 von ihnen. Beim seinerzeitigen keltischen oppidum von Finsterlohr unweit von Creglingen häufen sich siebzehn davon in einem Umkreis von 30 km. Von Gebiet zu Gebiet ist ihre Häufigkeit, sind die Abstände untereinander erheblich verschieden; als Grund hierfür wurde die ungleiche Siedlungsdichte vermutet². Manche Anlagen sind sogar zusammengebaut und nur durch ihre nebeneinander verlaufenden Umwallungen voneinander getrennt, so z. B. das Anlagentrio von Königheim-Brehmen und die Doppelanlagen von Heiligenkreuztal bei Riedlingen sowie von Pliezhausen-Rübgarten und Deisenhofen, so als wären die hinzugebauten Vierecksanlagen Ersatz- oder Erweiterungsanlagen gewesen³. Andere sind nur wenige hundert Meter voneinander entfernt, so z. B. diejenigen bei Aldingen, bei Rottweil-Neukirch, Baintdt und Holzhausen im Landkreis München.

Immer wieder werden innerhalb und außerhalb des hauptsächlichen Verbreitungsgebietes neue Vierecksanlagen ermittelt, vor allem im Zuge der seit neuestem systematisch betriebenen Luftarchäolo-

gie. Manche allerdings sind so restlos eingeebnet oder abgeschwemmt, einige wegen der quadratischen und zumeist ebenen Innenfläche später zu anderen Zwecken benutzt und überbaut, daß sie fast nur noch durch Zufall und auf dem Weg der Ausgrabung gefunden werden können.

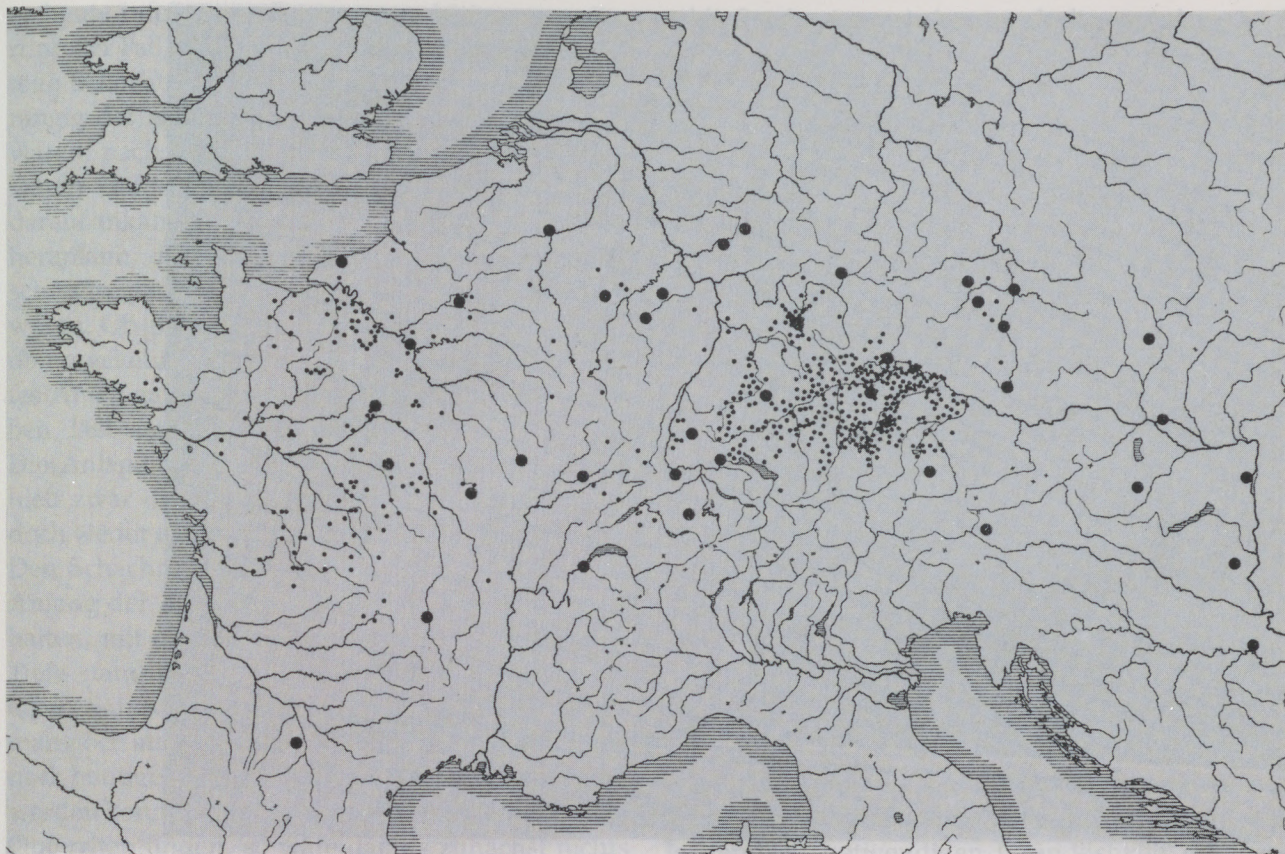
Die ständige Zunahme neu entdeckter Vierecksanlagen, und zwar auch in Gegenden, in denen man sie bisher vermißt hatte, rechtfertigt den Schluß, daß sie im gesamten keltischen Siedlungsgebiet gebräuchlich gewesen sind; noch verbliebene Fundlücken dürften allmählich vollends geschlossen werden.

Die Häufigkeit und Gleichartigkeit der Erdanlagen fast überall im einst keltischen Siedlungsgebiet läßt schon deshalb keinen grundsätzlichen Zweifel an ihrem keltischen Ursprung aufkommen, weil solche Erdbauten in keiner anderen Kultur typisch gewesen sind. Das schließt freilich nicht aus, daß sich die eine oder andere bei näherer Untersuchung als einstiges römisches Marschlager oder als mittelalterliche Anlage erweisen könnte.

Seitenlänge von 35 bis 140 Meter und Spitzgräben

Die sogenannten Viereckschanzen sind von annähernd rechteckiger, oft schiefwinkliger, gelegentlich auch quadratischer Form, an den Ecken knapp abgerundet und mit Seitenlängen zwischen 35 und 140 Metern. Den Seiten entlang verlaufen durchgehend Spitzgräben; solche mit eben ausgeschachteten Sohlen haben sich bisher nicht gefunden. Die Gräben hatten verschiedene Kronenbreiten und Tiefen, maßen aber kaum einmal weniger als 2,50 auf 1,50 Meter. Mit dem Aushub war zur Innenseite hin ein durchgehend geschlossener Wall aufgeschüttet, dessen Ecken stets deutlich überhöht waren. Diese Überhöhung ergab sich durch den an den Ecken vermehrt anfallenden Aushub. Diese Wallecken waren Beobachtungsstandorte mit besonders günstiger Blickfreiheit.

Der Zugang zum Innern der Vierecksanlagen bestand aus je einer Holzbrücke oder einem Dammweg, der ein- oder zweispurig zum Tor und damit zum Durchlaß des Walles führte. Nach dem heutigen, allerdings noch unvollständigen Erkenntnisstand lagen diese jeweils einzigen Zugänge in durchaus verschiedenen Himmelsrichtungen, nie allerdings an der Nordseite⁴. Zwar hält es Kurt Bittel für möglich, daß in der Anlage von Rottweil-Neukirch das Tor ausnahmsweise doch in die nördliche



Diese Karte zeigt die Verbreitung der spätkeltischen Viereckschanzen quer über ganz Mitteleuropa. Die großen Punkte markieren keltische Oppida, die kleinen Punkte Viereckschanzen. Zeitpunkt: um 100 v. Chr.

Wallseite eingelassen worden sei⁵, doch ist dort der Wall so weitgehend gestört, daß dieser Ausnahmefall nicht als gesichert angesehen werden kann.

Erst die Ergebnisse weiterer Grabungen werden den Beweis dafür liefern, ob die derzeitige Erkenntnis zufällig zustande gekommen ist oder ob es eine durchweg gültige Bauregel war, deren Zweck wir wohl nie ergründen werden. Vielleicht hatten ursprünglich manche oder sogar alle Umfriedungen aus einem bloßen Holzzaun oder einer Palisade bestanden, und erst später wurden dann die verstärkenden Wälle und Gräben nachgeholt⁶. Womöglich gab es neben den mit Umwallungen versehenen Anlagen immer auch solche aus bloßen Holzzäunen, die man bisher nicht entdeckt hat, weil die Spuren der Pfahllöcher restlos vergangen oder überbaut sind. Pfostenspuren solcher Holzzäune mögen hie und da angeschnitten worden sein, doch wurde ein Geviert dieser Art noch nirgendwo freigelegt. Auch auf der Oberkante der Wälle wurden bisher keine Pfostenlöcher nachgewiesen, die von Holzzäunen oder gar von Palisaden herrühren. Dieser Umstand läßt wohl eher auf deren Nichtvorhandensein schließen, denn sie hätten mindestens 30–40 cm tief gewesen sein müssen, um die erforderliche Stabilität zu gewährleisten. Wenn dieser mit Vorbehalt ausgesprochene Schluß sich als richtig erweist, so

erstaunt er, denn es hätte nahegelegen, die Erdwerke mittels Palisaden oder wenigstens mit Zäunen nachhaltig zu verstärken.

Die Anlagen im bayerischen Holzhausen und bei Ehningen im Kreis Böblingen sind allerdings bisher als einzige voll erforscht. Wenn bei diesen das Fehlen von Pfostenspuren festgestellt worden ist, so ist damit der völlige Nachweis des einstigen Nichtvorhandenseins von Zäunen auf den Erdwällen sämtlicher anderen Anlagen jedoch noch nicht geführt; er läßt sich möglicherweise auf einem Teil von ihnen noch erbringen. Wenn nicht, dann hätte stattdessen der schützende Wallabschluß aus Verhauen von Ästen oder Dornengestrüpp bestehen können – wie bei afrikanischen Kralen und bei Viehgehegen in holzarmen mittelmeeerischen Gegenden.

Überreste leichter Holz- und Steinbauten, jedoch kaum Gebrauchsgegenstände gefunden

Im Innern der Vierecksgehege schien sich anfänglich zu erweisen, daß dort, von natürlichem Bewuchs abgesehen, die unbebaut belassene Fläche eines ihrer wesentlichen Merkmale darstellte⁷. Dann aber häuften sich die Funde von Überresten inliegender Holz-, gelegentlich auch Steinbauten von zumeist leichter Herstellungsweise. Manchmal wa-



Tomerdingen auf der Ulmer Alb: So sieht der Fotograf vom Flugzeug aus im Frühjahr diese keltische Viereckschanze.

ren es sogar mehrere Bauten, und zwar auch gleichzeitig. Weiterhin fanden sich die Pfostenspuren einstiger Pfahlreihen, die zu Baubestandteilen oder zu Zäunen gehört haben mochten.

Als Hartwig Zürn und Klaus Schwarz bei der Ausgrabung von Vierecksanlagen bei Tomerdingen im Alb-Donau-Kreis und Holzhausen die dort entdeckten Gruben als Kult- oder Opferschächte ausgemacht hatten, verfestigte sich allenthalben die Ansicht, alle diese Anlagen seien Weihebezirke, und es seien – folgerichtig – die Bauten im Innern Tempel (nemeta) gewesen⁸.

Einigen baulichen Aufwand hatte einst der Torbereich der Vierecksanlagen erfordert. Oft war das Tor von flankierenden Durchlaßbauten oder von einem Torturm geschützt gewesen; die Pfostenspuren neben der Brückauflage weisen verschiedentlich darauf hin. Daß diese Torbauten zum Sonnen- und Regenschutz ihrer Benutzer überdacht gewesen sind, läßt sich vermuten.

Völlig unüblich ist die Kargheit von Funden an Gebrauchsgegenständen aus der Zeit der Benutzung dieser Anlagen, und zwar sowohl in den freien Innenflächen als auch in der Verfüllung der Gräben und erst recht an den Standorten der damaligen Gebäude. Fast hat es den Anschein, als seien die Anlagen geflissentlich sauber geräumt worden.

Brunnen und Kultschächte

Fast alle bisher erforschten Anlagen enthielten Schächte, die sich üblicherweise als Grundwasserbrunnen erwiesen oder sich als solche vermuten lassen. Manchen Schächten wird stattdessen die Eigenschaft von Kult- oder Opferschächten zugeschrieben; oder die Schächte werden als erwartungsgemäßes Zubehör von Weihebezirken gedeutet. Einen solchen Kultschacht vermutete Hartwig Zürn bei der von ihm erforschten Anlage bei Tomerdingen auf der Ulmer Alb⁹. Die Annahme von Kultschächten wurde vollends verallgemeinert, als Klaus Schwarz von drei solchen Kultschächten berichtete, die er bei Holzhausen freigelegt hatte und deren Tiefen 6,50, 18,35 und 35,30 Meter betrugen¹⁰. Soweit es die Tiefe oder die mangelnde Festigkeit des Bodens erforderte, waren die Schächte mit ordentlich gefertigten Holzverschalungen versehen. Wo sich auf die Dauer Menschen, vielleicht auch Tiere aufhielten, bestand immer ein Bedarf an Brunnen, wenn das benötigte Wasser nicht aus nahen Quellen oder anderen Gewässern bezogen werden konnte. Erstaunlich ist, daß damals dermaßen aufwendige und tiefe Brunnen ergraben wurden, obwohl die Natur überall brauchbares Wasser bot und überdies die Grundwasserspiegel höher lagen, als

es heute infolge von Drainage und Wasserregulierung der Fall ist. Solche beachtliche, wenn auch seltene Schachttiefen besagen, daß die Brunnen vorrangig der eigentliche Zweck der ganzen Anlagen waren, nach dem ihre Standorte bestimmt worden waren; daß es also nicht, zumindest aber weniger darauf ankam, wo man leichter an das Grundwasser herankam; dieses wäre nämlich andernorts häufig schon in vier bis sechs Meter Tiefe zu erreichen gewesen. Ob gleiches für Kultschächte gelten soll oder ob umgekehrt vielleicht die Lage eines Kultschachtes Anlaß gab, ihn mit Graben und Wall zu umgeben, läßt sich vorerst nicht klären.

Die Anlage bei Ehningen im Kreis Böblingen enthielt zwar die Reste von mehreren Gebäuden, jedoch weder einen Brunnen noch einen Kultschacht. Den Schacht bei Fellbach-Schmidlen hatte man zu Anfang der Ausgrabung für einen Kultschacht gehalten, mit dem Erreichen der Sohle in 20,5 Meter Tiefe stand jedoch eindeutig fest, daß es sich um einen Stauwasserbrunnen gehandelt hatte¹¹. Falls man noch auf Schächte stoßen sollte, an deren Ende nach heutiger Sicht damals kein Wasser angetroffen werden konnte, und in denen sich keine Spuren von Opferriten finden, so wäre daraus zunächst nichts anderes zu schließen, als daß es sich um eine keltische Fehlgrabung handelt, wie sie sogar heute noch gelegentlich vorkommt.

Sechs Viereckschanzen rund um die Heuneburg im unbesiedelten Gelände

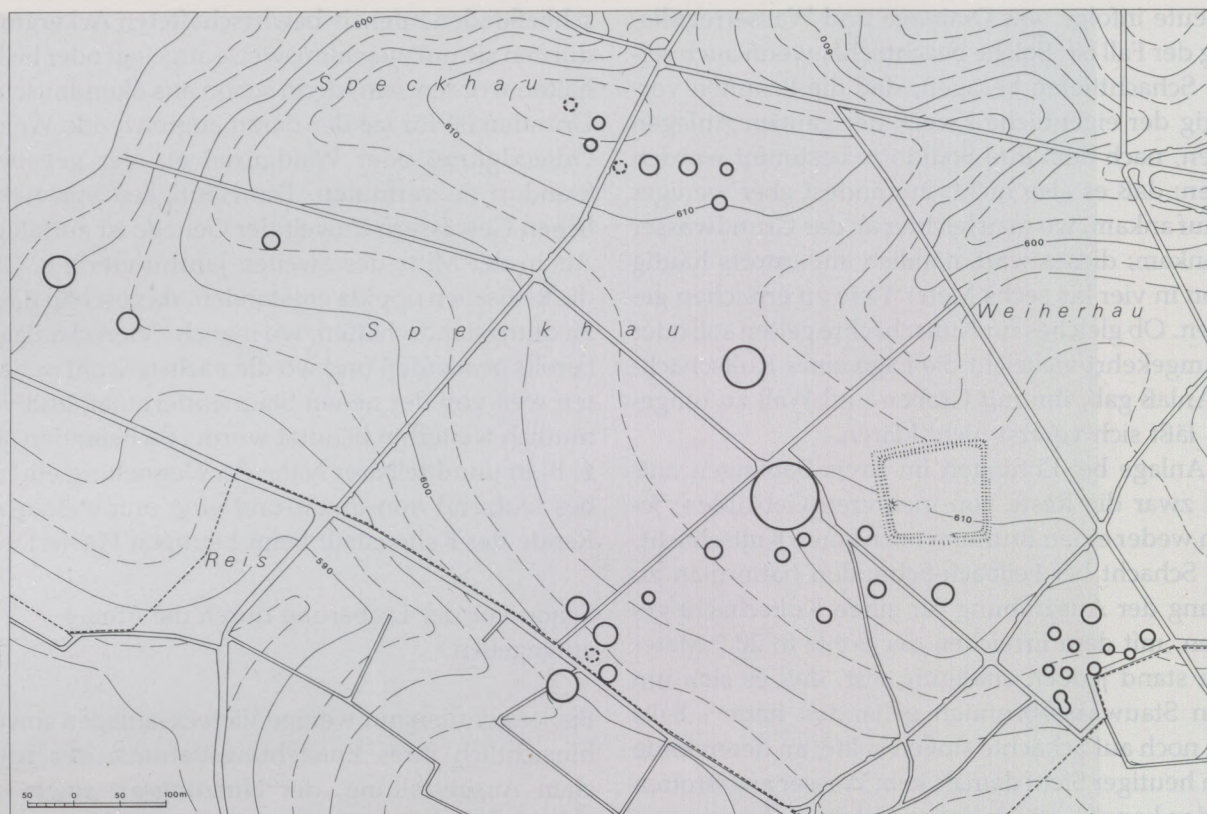
Die umwallten Gevierte lagen fast durchweg frei im flachen oder im leicht hügeligen, nur selten im schwer zugänglichen Gelände. Nach heutigem Kenntnisstand fanden sie sich nie inmitten einer Siedlung, wohl aber gelegentlich unmittelbar daran angrenzend. Der räumliche Nicht-Zusammenhang von Siedlungen und Erdwerken wird hier mit deutlichem Vorbehalt ausgesprochen, denn bisher ist keine größere zusammenhängende Keltensiedlung nach dem vierten Jahrhundert vor Christus nachgewiesen worden, – von oppidis, den befestigten Plätzen einmal abgesehen. Und doch muß es aller Wahrscheinlichkeit nach solche nicht-städtische Siedlungen gegeben haben. Die Kelten siedelten, so viel wir wissen, verstreut in einzelnen Gehöften oder in kleinen Hofgruppen inmitten von Rodungsinseln¹², in denen sie den Kreis ihrer Äcker liegen hatten; so jedenfalls begann üblicherweise die Besiedlung und Kultivierung von Waldgebieten. Daher bezweifle ich, daß in den Siedlungen der Platz für derart großflächige Anlagen wie die Viereckschanzen zu erübrigen gewesen wäre. Auch im an-

schließenden intensiv bewirtschafteten Ackergürtel dürften sie nur ausnahmsweise angelegt oder beibehalten worden sein, denn schon aus ökonomischen Gründen ist für sie der daran angrenzende Weide-Ödlandgürtel oder Waldgürtel als der gegebene Standort zu vermuten. Die Häufigkeit von natürlichen Gewässern unweit der Gehege ist auffällig¹³. Als in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die keltischen oppida entstanden, da geschah das in Siedlungslandschaften, wo manche Vierecksanlagen bereits bestanden und wo die nächste wohl nur selten weit von der neuen Stadt entfernt lag und vermutlich weiterhin benutzt wurde. So befanden sich z. B. in unmittelbarer Nähe der Heuneburg ein halbes Dutzend von ihnen und eine unmittelbar am Rande der Keltenstadt beim heutigen Finsterlohr.

Schon vor der Eroberung durch die Römer aufgegeben

Bisher konnten nur wenige Vierecksanlagen sowohl hinsichtlich ihres Entstehungsdatums, der baulichen Ausgestaltung, der Nutzungsart sowie des Grundes und des Datums ihrer Auffassung mit der letztendlich notwendigen Gründlichkeit erforscht werden. Man hat den Eindruck, daß sie in ihrer Mehrzahl, zumindest in ihrer letzten, gründlichen Ausbauform mit Wall und Graben, im zweiten bis zur Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus bestanden haben¹⁴. Vermutlich hatte sich ihr Gesamtbestand durch hinzugekommene Neubauten vermehrt, sich wohl überwiegend im Zuge von Wiederaufbauten auch vergrößert. Aufgrund einiger Begleitfunde wird mitunter angenommen, daß einige der älteren Anlagen, wenigstens in ihrer ursprünglichen Ausbauform, der späteren Hallstattzeit zugerechnet werden könnten. Das erinnert an die Goessler'sche These, daß die Vierecksanlagen in einem kultisch-funktionalen Zusammenhang mit den Grabhügeln der Umgebung gesehen werden könnten; das würde die Gleichzeitigkeit jener Grabhügel und der Viereckschanzen und damit deren Erstellung anfangs des 6. vorchristlichen Jahrhunderts voraussetzen¹⁵. Diese Folgerung ist freilich für alle diejenigen gegenstandslos, die das geographische Nebeneinander von Hügelgräbern und Viereckschanzen für zufällig halten.

Der noch bescheidene Ausgrabungs- und Forschungsstand hat bisher keine Klarheit darüber erbracht, ob der gelegentliche Wiederaufbau einiger Anlagen an ein und derselben Stelle gleichzeitig den Beweis für die ununterbrochene Weiterbenutzung jener Anlagen bedeutet hat. Im württembergischen Gebiet ostwärts des Schwarzwaldes, also im unbe-



Viereckschanze und hallstattzeitliche Grabhügel bei Heiligkreuztal, in der Nähe von Riedlingen gelegen.

stritten keltischen Siedlungsgebiet, fand sich zumindest bisher keine Vierecksanlage, deren Entstehungsdatum noch ins erste vorchristliche Jahrhundert fiel. Eine Fundlücke?

Als die Zeit, in der keine neuen Anlagen mehr erbaut und die bestehenden aufgegeben oder zerstört worden sind, nimmt man auch anderweitig die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts an; das Ereignis und seine Ursachen sind dabei ebenso wenig zu datieren und zu begründen wie der um jene Zeit anzusetzende Auszug der Helvetier aus Südwestdeutschland in die Schweiz. Jedenfalls endete die eigentliche Zeit der Vierecksanlagen aus noch ungeklärten Gründen bereits vor der römischen Besetzung¹⁶. Kurt Bittel dagegen hält es für möglich, daß sie – insbesondere östlich des Rheins – noch nach der römischen Besitznahme weiterbestanden und daß in Gegenden mit hohem Anteil an verbliebener keltischer Bevölkerung dies bis in die römische Kaiserzeit hinein der Fall gewesen sein könnte. Er nimmt das für die Landschaften östlich des Oberrheins, das östliche und südliche Württemberg sowie allgemein für das seinerzeitige Stammesgebiet der Vindeliker an¹⁷.

Spätkeltische Viereckschanzen: Wehranlagen, Viehpferche, befestigte Gutshöfe oder geweihte Bezirke?

Seitdem um die Jahrhundertwende die vorrömische Datierung der Erdwerke erkannt war, hielt man sie weit überwiegend für «spätkeltische Viereckschanzen», weil Graben, Wall und einziger Zugang offenkundig auf Wehranlagen hinzuweisen schienen. Daneben wurden allerdings auch andere Deutungen geäußert. So etwa von Conrady, Dauber und Reinecke diejenige, es handle sich um befestigte Gutshöfe oder eingehegte Viehpferche¹⁸. Wilhelm Conrady hatte 1897 erstmals den Gedanken aufgeworfen, es könnten einstige Kultanlagen gewesen sein¹⁹. Seine Idee blieb jedoch im Hintergrund der wissenschaftlichen Diskussion, bis sie dann Friedrich Drexel 1931 im Zuge einer nach seinem Tode veröffentlichten Arbeit aufgriff und damit einige Zustimmung fand. Er maß der Umwallung weniger den Zweck zu, das Heiligtum zu schützen, sondern sah in ihr die rituell erforderliche Abtrennung des geweihten Gebietes vom profanen Umfeld; vergleichend wies er auf die ähnliche Ausgestaltung römi-

scher, ja sogar vorrömischer Tempelanlagen hin²⁰. Im Jahr darauf vertrat dann Bartholomäus Eberl erneut die Theorie vom Viehgehege. 1951 verwarf Oskar Paret die inzwischen bereits herrschende Ansicht von den Weihebezirken und redete stattdessen der einstigen militärischen Zweckbestimmung der Erdwerke das Wort. Den entscheidenden Durchbruch für die heute fast einhellig vertretene Ansicht, alle diese Anlagen seien spätkeltische Heiligtümer gewesen, brachte die Auswertung der Grabungen, die Hartwig Zürn 1958 und 1959 bei Tomerdingen und Klaus Schwarz von 1957 bis 1963 bei Holzhausen durchgeführt hatten. In Anbetracht der von ihnen ausgemachten Kult- oder Opferschächte setzte sich ganz allgemein die Ansicht durch, alle Vierecksanlagen seien keltische Heiligtümer.

Im folgenden soll auf diejenigen beiden Deutungen näher eingegangen werden, die jeweils für lange Zeit fast ausschließlich Anerkennung fanden: nämlich diejenigen der Wehrschanze und die des Weihebezirks.

Viereckschanzen als Wehranlagen? Die Kelten hatten bessere Festungen

Die Anlagen vermitteln auf den ersten Anschein hin den Eindruck von Wehranlagen, also von Feldlagern, Fluchtstellungen oder von Zufluchtstätten für Menschen und Vieh zur Abwehr feindlicher Einfälle. Wozu hätten sonst die Gräben, Wälle und sperrbaren, womöglich bewehrten einzigen Zugänge dienen sollen? Immerhin wären die Verteidiger durch die steilen meterhohen Wände von Wall

Rekonstruktion des Tores beim keltischen Oppidum Finsterlohr unweit von Creglingen.



und Graben gegenüber den Angreifern beträchtlich im Vorteil gewesen. Wie die Kelten führten nach ihnen die Römer um ihre Feldlager und Kastelle ähnliche Wälle und Gräben; niemand hat deren militärischen Zweck je in Zweifel gezogen.

Hätte trotz des äußeren Anscheins nicht manches gegen den kriegesischen Zweck der Vierecksanlagen gesprochen, so wäre diese Theorie nicht so leichthin fallengelassen worden. Die Ausmaße von Wällen und Gräben waren für eine wirksame Verteidigung offensichtlich ungenügend, zumindest für so kopfstärke Truppen, die innerhalb der Anlagen Schutz gesucht haben könnten.

Wenn es sich bei weiteren Grabungen erweisen sollte, daß keine der Umwallungen mit einer Palisade oder wenigstens einem Holzzaun vervollständigt war, dann müßte die Sperr- und Abschirmwirkung der Vierecksanlagen als dürftig eingeschätzt werden, denn die Verteidiger hätten das Vorfeld nicht unverdeckt beobachten können und wären wie Zielscheiben auf der Wallkrone gestanden. Herannahende Angreifer hätten erkannt, ob ihr Angriff entdeckt war und wie die Besatzung taktierte. Auch waren viele der Eingangsgassen viel zu breit und daher für eine wirksame Verteidigung ungünstig angelegt. So etwa diejenige von Holzhausen, die eine selbst für Wagengespanne überflüssige Breite von anfangs 5,50, später sogar von 12 Metern aufwies²¹. Die Standorte der Anlagen wurden fast immer geradezu geflissentlich unter Verzicht auf geländetaktische Vorteile ausgesucht. Auch waren sie stets nach einem einheitlichen Schema, jedenfalls ohne Auswertung örtlicher oder für die Verteidiger vorteilhafter Gegebenheiten ins leicht zugängliche Land gebaut. Auf Ecktürme war stets, auf Tortürme vermutlich häufig verzichtet worden. Daher konnte schon ein bescheidenes Aufgebot an Bogenschützen die Verteidiger hinter den Wall in Deckung zwingen und einem Stoßtrupp das Aufräumen des schwach gesicherten Tores ermöglichen.

Auch die insgesamt hohe Anzahl der Anlagen spricht gegen ihre kriegesischen Zweckbestimmung, und das erst recht angesichts der oft sehr geringen Abstände untereinander. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Kelten in Krisen- und Kriegszeiten bereits vorhandene Wehrschancen unbenutzt gelassen und stattdessen den Bau von neuen Anlagen, womöglich sogar in der Nähe einer anderen, vorgezogen hätten; und dieses wiederum unter Verzicht auf geländebedingte oder verteidigungstaktische Vorteile. Das hätte nicht nur einen unnötig höheren Arbeitsaufwand erfordert als die Instandsetzung oder gar der verstärkende Ausbau einer vorhandenen Anlage, sondern hätte zu allem hin den Geg-

nern ein vorgefertigtes Lager beschert, also viele Schanzarbeit erspart.

Schließlich spricht gegen die Zweckbestimmung als Wehrschanze unsere Kenntnis all dessen, was die Kelten unter brauchbaren Wehrbauten für Kriegsfälle oder was sie unter Fluchtburgen verstanden. Diese waren durchweg von hoher wehrtechnischer Qualität, waren auf taktisch günstigen Bergspornen oder in schützenden Flußschlingen angelegt und zudem mit mächtigen Wällen unter Verwendung von Stein sowie mit Türmen und schwer überwindbaren Toren gesichert. Wenn die Kelten wegen drückender Überlegenheit der Feinde glaubten, sich ihren kriegsstarken Befestigungen nicht anvertrauen zu können, dann konnten sie denen erst recht keine der Vierecksanlagen mit deren dürftigem Verteidigungswert vorziehen, sondern sie flüchteten in Wälder, Sümpfe oder Bergverstecke. Dennoch dürfte es gelegentlich vorgekommen sein, daß sich die Bewohner eines zusammenhängenden Siedlungsgebietes samt Familien und Vieh aus ihren verstreut liegenden Höfen und Weilern vor schwächeren Gegnern, wie etwa räuberischen Horden, in einer der Vierecksanlagen zusammengerottet und dort vereint einen ausreichenden Schutz gefunden haben.

Pfähle für Menschenopfer und Kultschächte als Verbindung zu unterirdischen Gottheiten

Als Michel Perrin 1974 unweit von Tournus (Saône) in der Flur des Joncs den Inhalt einer 4,5 Meter tiefen Grube auswertete²², fanden sich darin mehr als 3500 hallstattzeitliche (Ha D3/Lt A) Keramikscherben, viel Asche und die Knochenreste unzähliger Schweine, Schafe, Rinder, Pferde, Ziegen und Hunde. Es handelte sich dort also um einen der Kult- oder Opferschächte, wie sie seit längerem bekannt waren; der Schacht erwies sich als ein besonders fundreiches Musterbeispiel. Schon ein Dutzend Jahre zuvor hatten Zürn und Schwarz unter dem Eindruck der Schächte von Tomerdingen und Holzhausen diese Ausgrabungsstätten als einstige Weihebezirke angesehen und – pars pro toto – angenommen, auch die Gruben in den anderen Vierecksanlagen seien Opferschächte. Sie hatten damit eine fast allgemeine Abkehr von der Theorie der Kriegsschanzen ausgelöst, mit der weiteren Folge, daß man heute geradezu einhellig annimmt, alle Vierecksanlagen seien Weihebezirke, Kultstätten oder heilige Haine gewesen²³. Man fand damit Drexel's Ansicht bestätigt, der allein schon aus dem stereotyp geometrischen Schema der Anlagen und dem gewollt anmutenden Verzicht auf individuelle Ge-



Oben: Profil durch den Spitzgraben an der Nordseite der Viereckschanze bei Fellbach-Schmiden.

Unten: Im Innern hat man diese Reste eines mit Eichenholz gefügten Brunnenschachtes ergraben. Darin lag der hölzerne Hirsch, der rechts oben abgebildet ist. Aus der Zeit um 100 v. Chr. stammt auch – rechts unten – das Gefäß.





gebenheiten folgte, diese Einheitlichkeit sei nur mit kultisch-religiösen Erfordernissen erklärbar. Man nimmt an, die Kelten hätten in den Weihebezirken über die Tiefe der Kultschächte Verbindung zu ihren unterirdischen Gottheiten gesucht, und sie hätten an oder gar in diesen Schächten Opfer dargebracht. In Holzhausen schienen die Spuren organischer, wie man unterstellte, von tierischem oder sogar menschlichem Fett und Blut herrührender Stoffe auf solche Opferhandlungen hinzudeuten²⁴.

Aus einigen der Schächte barg man gut erhaltene Holzpfähle. Derjenige aus dem Schacht bei Tomerdingen war mit Steinen verkeilt und einer derer aus der Anlage Holzhausen sogar fest fundamentiert. Es wurde gemutmaßt, diese Pfähle könnten zum Anbinden menschlicher Opfer auf der Schachtsohle gedient haben²⁵. Dabei schlug man gedankliche Brücken zu den Opfer- und Pfahlmotiven, die am Kessel von Gundestrup in die gleiche Richtung zu deuten scheinen. Auch die bislang nicht widerlegte Feststellung, daß keiner der Tordurchlässe in nördlicher Richtung angelegt war, wird allgemein als Ausdruck eines kultischen Erfordernisses, darüber hinaus aber auch als Stütze der

Theorie vom Weihebezirk gewertet. Zum nunmehr gefestigten Bild vom keltischen Weihebezirk paßte es vollends, daß das eine oder andere Gebäude im Innern an den üblichen Grundriß gallischer Tempel (nemeton) erinnerte, wo nämlich parallel zu den beiden Längsseiten solcher Gebäude die Spuren von Pfostenreihen verliefen, die zu einer säulengestützten Überdachung eines Umganges gehört haben dürften²⁶. Endlich fand sich dann ein konkret auf Kultisches hindeutendes Indiz: Hohes Gewicht zugunsten der Theorie vom Weihebezirk wurde den von Dieter Planck im Schacht von Fellbach-Schmiden entdeckten hölzernen Tierfiguren beigemessen, deren ausschließlich kultisch-religiöser Zweck nicht zu bestreiten ist²⁷.

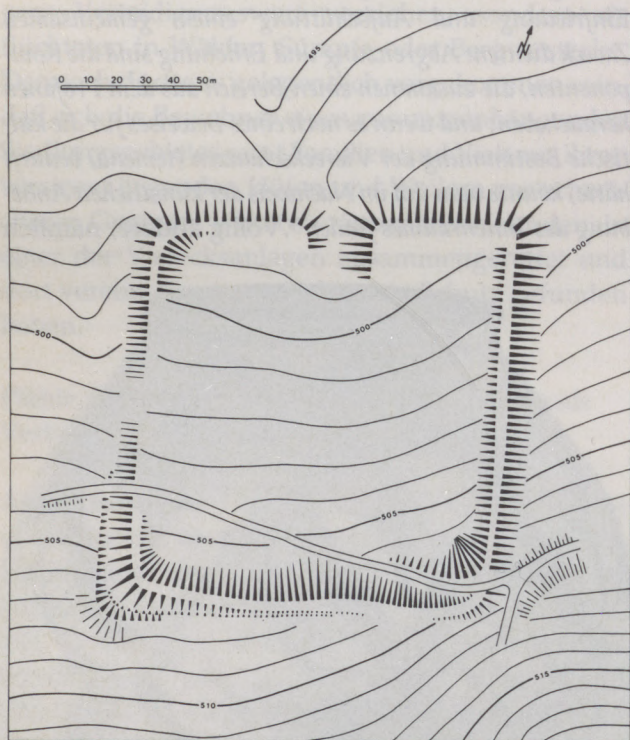
Im Verfolg all dieser einander ergänzenden Entdeckungen, Folgerungen und Erwägungen lebte Peter

Goessler's Mutmaßung vom totenkultischen Zusammenhang oder gar der gewollten geographischen und funktionalen Ausrichtung der Vierecksgehege auf die so häufig benachbarten hallstattzeitlichen Grabhügel auf. Man konstruierte eine einleuchtende Verbindung unter den beiden aufwendigen Erdwerken.

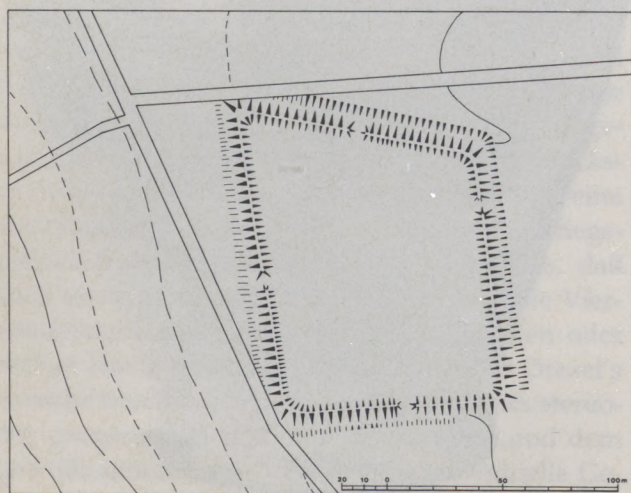
Günter Mansfeld hat bei vier von sechs württembergischen Vierecksanlagen festgestellt, daß anschließend an die Innenseiten der Erdwälle, weitgehend sogar auch über die gesamten Innenflächen der Anlagen, das Bodenniveau um einige Dezimeter höher zu liegen pflegte als dasjenige außerhalb des Umfassungsgrabens. In den beiden anderen Fällen gelang dieser Nachweis nicht. Dennoch folgert Mansfeld verallgemeinernd, *daß bei unseren Viereckschanzen Einfriedung und Aufschüttung einem gemeinsamen Zweck dienen: Abgrenzung und Erhöhung sind die Komponenten, die zusammen einen Bereich aus dem Profanen herausheben; und wenn es noch eines Beweises für die kultische Bestimmung der Viereckschanzen (temena) bedurft hätte, könnte man ihn im Nachweis der künstlichen Anhebung des Innenraumes finden*²⁸. Völlig andere, nämlich



profane Zweckbestimmungen der Anlagen dürften vorgelegen haben, wenn man sowohl Cäsar's Hinweis (b. G. VI, 13), demzufolge die Gallier kultische Handlungen mit der öffentlichen Entscheidung von Rechtssachen verbanden, als auch den Bericht des Stoikers Poseidonios von Apameia²⁹, wonach der Avernerfürst Loverios seine vielen Gefolgsleute in einem zwölf Stadien messenden Geviert bewirtet hat, auf Vierecksgehege bezieht. Sollte dieser vermutete Bezug zutreffen, dann könnte das bedeuten, daß die Weihebezirke, wie etwa heutige Mehrzweckhallen, gelegentlich auch für gerichtliche oder festliche Zwecke mitbenutzt worden sind. Angesichts der vielen offenen Fragen nach der Zweckbestimmung und Nutzung der Vierecksanla-



Viereckschanzen: oben die bei Mössingen-Belsen, Kreis Tübingen, unten die bei Erbach, Alb-Donau-Kreis.



gen fehlte es nicht an Versuchen, lückenfüllende oder bestätigende Antworten aus der keltischen Mythologie zu finden, obwohl diese auch im Dunkel ferner Vergangenheit liegt und aus heutiger Sicht kaum in Indizien umzumünzen ist. Das erbrachte nur äußerst vage Analogieschlüsse, jedenfalls nichts Handfestes.

Kultschächte eher als Brunnen zu deuten

Es steht fest, daß sich außer einigen so oder anders auszulegenden Indizien bisher kein Fund als klarer Beweis dafür gefunden hat, daß die Vierecksanlagen keltische Heiligtümer gewesen sind.

Ins Bild eines weit verbreiteten Netzes solcher heiliger Haine will es nicht passen, daß in beträchtlichen Teilen des keltischen Siedlungsgebietes keine solche Anlagen, demzufolge auch keine derartigen Weihebezirke vorhanden gewesen sein sollen. Denn die Götter wie auch die Art der Verehrung sind doch wohl für alle Kelten dieselben gewesen. So aber läge in der Begrenztheit des Verbreitungsgebietes der Weihebezirke ein skeptisch stimmendes Indiz für die Uneinheitlichkeit der keltischen Religionsausübung und damit der fehlenden kultischen Identität dieses Volkes –, und das sogar bis in die Spätzeit seiner völkischen Existenz. Dieses kritische Indiz gegen die Theorie vom Weihebezirk gilt nur unter dem vorläufigen Vorbehalt, daß es in den bisher als fundleer angesehenen keltischen Regionen tatsächlich keine Vierecksanlagen gegeben hat.

Die Schlüsselrolle zur Theorie der Weihebezirke spielen die Kult- und Opferschächte. Diese unterscheiden sich nach dem gegenwärtigen Wissensstand nicht von den seinerzeitigen Brunnen – weder in der Bauweise, noch in der Art der Verschalung, noch nach der sehr verschiedenen Tiefe. Um grundsätzliche Unterschiede zwischen Brunnen und Kultschächten herauszufinden, sind nur die Verfüllungen als Untersuchungsobjekte geeignet.

Für die Frage, ob es sich um Brunnen oder Kultschächte gehandelt hat, lassen sich nur aus denjenigen Schichten der Verfüllung Erkenntnisse gewinnen, die zeitgleich während der Nutzung der Anlage angefallen sind. Das ist fast stets der Schachtboden oder die unterste Schicht der Verfüllung. Es überrascht, daß man in diesen Bereichen der Schächte nirgends einen eindeutigen Beweis ihrer kultischen und daher – erwartungsgemäß – einseitigen Art der Benützung gefunden hat³⁰ wie etwa im Schacht von des Joncs. Wenn aus den Spuren organischer Ablagerungen gefolgert wird, es habe sich dabei um Reste von tierischen oder gar menschlichen Opfern gehandelt, so ist dem entgegenzuhal-

ten, daß zu allen Zeiten in aufgegebene und unverdeckte Brunnenschächte gelegentlich Kleintier geriet und dort verendete. Auch blieb es nicht aus, daß Hirten, Bauern oder Jäger dann und wann Überreste von Mahlzeiten, Schlachtungen, Tiergeburten, dem Aufbruch von Wild oder verendete Tiere lieber in einen solchen nahegelegenen, aufgelassenen Schacht geworfen haben, als diese Überbleibsel zu vergraben oder im freien Gelände der Verwesung anheimzugeben. Was von alledem übrig blieb, das waren Reste organischer Stoffe. Der eindeutige Nachweis von Blut dürfte allerdings nach so langer Zeit nicht mehr zu führen sein. Als regelwidrige Ausnahmen haben sich in wenigen Schächten menschliche Knochen und Zähne gefunden. Eine schlüssige, geschweige denn eine einheitliche Deutung dieser Ausnahmen ließ sich bisher nicht finden.

Daß sich unter vielem anderen auch Töpfe, Trink- oder Schöpfgefäße in der Sohle aufgelassener Brunnen finden, ist geradezu selbstverständlich; es kann darin gewiß kein Indiz für einstige Opferhandlungen gefunden werden. Cäsar bezeugt, daß die Kelten Menschenopfer erbracht haben³¹. Aber die Deutung, die aus den Schächten geborgenen Pfähle könnten zum Anbinden von Menschenopfern gedient haben, ist höchst spekulativ: Da einige der aufgefundenen Pfähle gut erhalten sind, hätte man auf denselben Fundhorizonten auch Zahn- oder Knochenreste der Opfer finden müssen. Das war jedoch gerade bei Schächten mit Pfählen nicht der Fall. Viel eher ist zu vermuten, daß die Pfähle zur Zugvorrichtung, Überdachung oder Verschalung der Brunnen gehört oder daß sie als Hilfsvorrichtung zum Besteigen der Schächte gedient haben, wie es Dieter Planck im Falle des Brunnens von Fellbach-Schmiden überzeugend nachgewiesen hat³². Das gelegentliche Reinigen oder Instandsetzen der Brunnen war unvermeidlich, denn wegen einer darin ertrunkenen Ratte, eines Bibers oder einer Haselmaus wird niemand einen Brunnen aufgegeben haben. Daher war in manchen Brunnen – wie in Fellbach-Schmiden – eine Steigleiter eingebaut.

Die Annahme, jene Hölzer seien Reste der Brunnenkonstruktion, liegen jedenfalls näher als diejenige von rituellen Menschenopfern am Pfahl im Brunnenschacht. Die als Hinweise auf Ritualopfer herangezogenen Analogien aus der keltischen Mythologie sind sehr vage und stimmen gegenüber solchen Rückgriffen eher skeptisch.

Mit der Aufzählung all der Gegenstände, die in aufgegebene Brunnen fielen oder geworfen wurden, ließen sich Bände füllen, nicht aber wesentliche Inhalte vergangener Religionen oder Kulte aufklären.

Gebäude innerhalb der Umwallung Tempel?

Die Ähnlichkeit eines kleinen Teiles der Hausgrundrisse, in denen Tempel (nemeta) vermutet werden, mit mittelmeerischen Heiligtümern beschränkt sich vor allem auf diejenigen mit Pfosten Spuren an den Längsseiten, worin man Reste säulengestützter Umgänge zu erkennen glaubt. Damit allerdings endet die Vergleichbarkeit; sie verkehrt sich sogar ins Gegenteil, wenn man die Standorte der «nemeta» denen mittelmeerischer Heiligtümer gegenüberstellt. Falls diese überhaupt umfriedet waren, dann fast immer mit Mauern, zwischen denen die Tempel zentral, augenfällig und optisch alles beherrschend standen. Ganz anders die etwas unscheinbaren Gebäude in den Vierecksanlagen, die geradezu achtlos und beziehungslos zumeist an den Rand der Umwallung gesetzt waren. Die Dominanz mittelmeerischer Heiligtümer wurde von den sie umgebenden Mauern wirkungsvoll gesteigert, wohingegen sich die Bedeutungslosigkeit der Bauten in den Vierecksanlagen sowohl aus dem Verhältnis ihrer Größe zu den Ausmaßen der Umwallung, als auch aus der Beiläufigkeit und Bezugslosigkeit ihres Standortes ermessen läßt. Im übrigen spricht auch die Uneinheitlichkeit der Bauweise dieser Häuser mehr gegen ihre Eigenschaft als «nemeta» als die Einheitlichkeit der Umwallungen für die Theorie der Weihebezirke.

Will man einen funktionalen Zusammenhang zwischen den keltischen Grabhügeln und den benachbarten Weihebezirken annehmen, so muß man von deren gleichzeitigem Bestehen ausgehen, sei es hinsichtlich der Erstellung beider Arten von Erdwerken, sei es hinsichtlich der Benutzung und wohl auch ihrer Auffassung. An dieser Gleichzeitigkeit fehlt es jedoch, denn die Grabhügelsitte der Kelten brach allenthalben etwa um 320 v. Chr. plötzlich ab³³, wohingegen der Bau von Vierecksanlagen bis in die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. anhielt, als längst die Brand- und Flachgrabsitte an die Stelle der Grabhügelbestattung getreten war. Daher tut sich je nach Alter der Grabhügel eine zeitliche Lücke zwischen etwa hundert bis fast fünfhundert Jahren auf, bis die Vierecksanlagen am häufigsten und aufwendigsten erstellt wurden. Um diese sowohl zeitliche wie argumentative Lücke zu überbrücken und den Gedanken der funktionalen Verbindung beider Arten von Erdwerken zu untermauern, wurde folgende Überlegung angeboten: Die Grabhügelsitte diente der Totenehrung. Nachdem die unmittelbare Erinnerung an bestimmte Tote im Grabhügel verblaßt war, wurden die Hügel zum Bestandteil eines Ahnenkultes und letztlich vielleicht der Heroenver-

ehrung, und zwar maßgeblich am Standort der in späterer Zeit nachbarschaftlich und funktional zugeordneten Weihebezirke³⁴. Diese gedankliche Brücke wirkt allerdings angesichts der angesprochenen langen Zeiträume reichlich konstruiert.

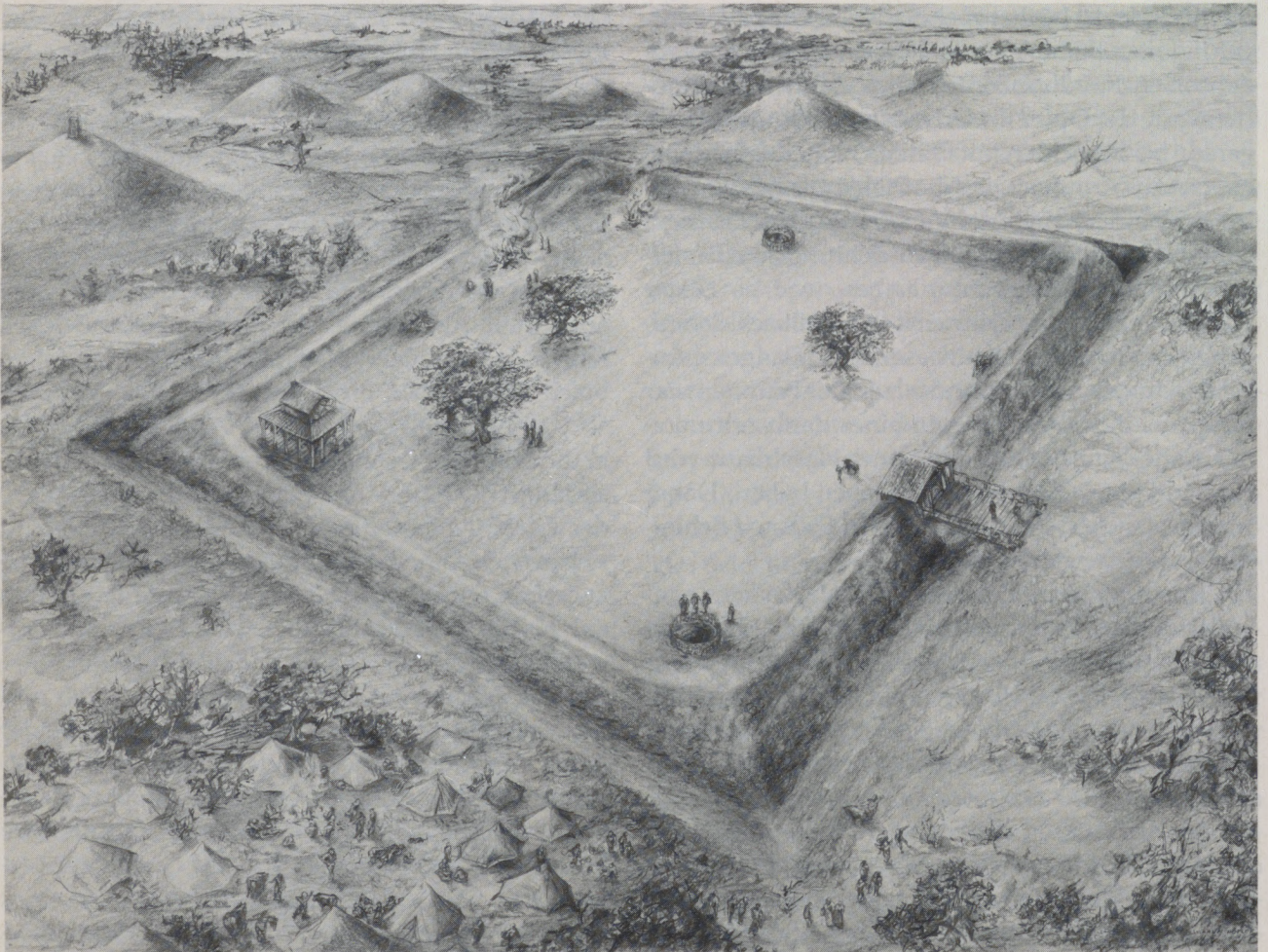
Wenn es bisher als erwiesen gilt, daß keines der Tore im Norden einer Anlage eingelassen war, dann mag das durchaus einen kultischen Grund gehabt haben, muß aber dennoch nicht die Theorie vom Weihebezirk stützen. Bei den Kelten war vermutlich jeder wichtige Lebensbereich kultisch beeinflusst, sicherlich daher auch die existenzerhaltende Viehwirtschaft. Analog zur Meidung von Toren in Nordrichtung haben z. B. in prähistorischer Zeit viele Völker ihre Gräber und Tempel nach bestimmten Himmelsrichtungen angelegt, haben der linken Hand minderen Rang vor der rechten zugewiesen, haben Speisen oder Menschengruppen als unrein eingestuft. Die Römer begannen keine militärische Unternehmung durch die porta sinistra, durch das linke Tor. Auch wird heute noch kein Nepalese einen anderen Menschen oder eine Speise mit der unreinen Linken berühren. Analog ist anzuneh-

men, daß der Norden für den keltischen Landwirt und Viehhalter die ungute, von den Göttern erfahrungsgemäß nicht begünstigte Seite war. Im unwirtlichen europäischen Norden siedelte man nicht, von dort kam die schlimmste, lebensbedrohende Kälte und das Minimum an Sonne. Die Annahme wäre daher nicht abwegig, daß sich all das in der kultischen Bauregel niedergeschlagen haben sollte, nach Norden zu keine Durchlässe anzulegen.

Wozu wehrhafte Umwallungen von Weihebezirken?

Die Theorie des Weihebezirks beansprucht auch für solche Vierecksanlagen Gültigkeit, in denen, wie in Ehningen bei Böblingen, kein Kult- oder Opferschacht bestanden hat oder wo er zumindest noch nicht aufgefunden worden ist. Demnach wäre also bei allen Weihebezirken vorhanden gewesen, was wesensmäßig überflüssig war, nämlich eine arbeitsaufwendige, wehrhafte Umwallung, denn Eck- oder Seitenmarkierungen hätten ausgereicht, um den kultischen Bezirk abzugrenzen und den Benut-

Rekonstruktionsversuch einer Viereckschanze.



zern seine Abgeschlossenheit sinnfällig zu machen. Demgegenüber hat es am Nächstliegenden, nämlich am Vorhandensein eines Kult- oder Opfer-schachtes zumindest in Ehningen, aber wohl auch bei anderen Vierecksanlagen gefehlt. Damit drängt sich auch für die Befürworter der Theorie vom Weihebezirk der Schluß auf, daß solche Schächte keine wesentlichen Bestandteile dieser kultischen Anlagen gewesen sein konnten. Umso mehr vermißt man die Einheitlichkeit, die man bei Kultstätten voraussetzen möchte: sie fehlte also sowohl bei den «nemeta» als auch bei den Kultschächten.

Schwer erklärbar ist auch die Vielzahl der Weihebezirke. Geht man, vorsichtig geschätzt, davon aus, daß über den gesamten Zeitraum des Bestehens solcher Anlagen, die zum Teil mehrfach nacheinander am gleichen Platz erneuert wurden, jeweils wenigstens zwei Drittel davon gleichzeitig, also schon und noch im Gebrauch standen, dann war das im Hinblick auf die mutmaßliche Bevölkerungszahl ein überreiches Angebot an Orten und vor allem an Flächen für Kultveranstaltungen. Das vollends, wenn man das jeweils für Tausende ausreichende Fassungsvermögen und den Umstand bedenkt, daß kultische, vielleicht auch gerichtliche oder festliche Veranstaltungen längstens einige Tage gedauert haben konnten und daß danach sogleich eine Wiederenutzung der Anlage möglich war.

Die hohe Gesamtzahl der Weihebezirke wie auch deren oft engnachbarschaftliche Standorte mögen sich auf zweierlei Weise erklären lassen: Zum einen mit der Erwägung, die Anlagen könnten je nur ein einziges Mal oder gelegentlich verwendet und dann unbenutzt gelassen worden sein. Diese Möglichkeit ist jedenfalls nicht damit auszuräumen, daß man den Arbeitsaufwand für die Erstellung der Erdwerke für nur eine oder wenige Kulthandlungen für überzogen hält; denn ein Volk, das für einzelne Grabhügel und damit für eine einmalige Hauptbestattung monatelange, ja sogar jahrelange Anstrengungen auf sich nahm³⁵, hätte erst recht eine mehrtägige Grabungsarbeit für eine einzige Kulthandlung nicht gescheut.

Eine andere Hypothese zur Erklärung der hohen Gesamtzahl und oft engen Nachbarschaft der Vierecksgehege läge darin, daß sie verschiedenen Göttern geweiht gewesen sein könnten, denen man in ein und derselben Anlage nicht dienen konnte. Bei vermehrtem Platzbedarf wäre es jedenfalls wesentlich einfacher und daher näherliegend gewesen, den zu eng gewordenen Weihebezirk durch das Verlegen einer seiner Seiten zu erweitern, als eine größere Anlage neu zu erstellen.

Natürliche Ursachen

für die «kultische» Anhebung der Innenfläche

Hier ist kritisch auf Günter Mansfelds Annahme einzugehen, besonders der unmittelbar an die innere Wallseite anschließende Bodenstreifen, zu- meist auch Teile des Innenraums der Vierecksanlagen seien mit zugeführter Erde künstlich angehoben worden. Darin liege ein Beweis für ihren kultischen Zweck. Diese verallgemeinernde Folgerung ist aus mehreren Gründen nicht stichhaltig: Zum einen, weil in den bisher untersuchten Fällen die künstliche Erhöhung des Innenniveaus nicht überall feststellbar war. Zum anderen, weil anstelle kultisch ausgedeuteter Erdzufuhren auch andere Gegebenheiten beim Bau, beim Gebrauch und bei der Erhaltung der Anlagen die Anhebung des Bodenniveaus verursacht haben könnten: Schon während des Baus, dann bei späterer Vergrößerung oder Erneuerung von Wällen mancher Anlagen war es unvermeidlich, daß einiges von dem hierfür verwendeten Grabenaushub danebenfiel und festgetreten wurde. Möglicherweise wurden Teile der Innenflächen mit hinzugefügter Erde nivelliert, da wegen der besseren Sicht nach außen gerade in Wallnähe ein höheres Bodenniveau erwünscht sein mußte.

Je länger ein Viehgehege im Gebrauch war – bei vielen mochte das mehrere Jahrhunderte der Fall gewesen sein –, desto mehr trugen anfallender Viehkot, vielleicht auch Streu- und Futterreste, zu einer allmählichen Niveauerhöhung bei; auch dann, wenn der Kot zur Düngung weggeführt wurde.

Die vom Wall infolge Erosion herabfließende Erde sickerte zum einen Teil in den Umfassungsgraben, zum anderen nach innen, von wo aus sie nirgends abfließen konnte. Im Inneren wurde sie vom Vieh zerstampft, was insbesondere nach Regen eine durchgewalkte Morastschicht entstehen ließ. Es mag auch sein, daß die Hirten sie danach mit hinzugeführter Erde bedeckten und damit den Geländestreifen unmittelbar hinter dem Wall, insbesondere den dort zu vermutenden, etwas über dem allgemeinen Bodenniveau liegenden Weg wieder besser begehbar machten. Auf jeden Fall war es unvermeidlich, die Umfassungsgräben von Zeit zu Zeit von der eingeschwemmten Erde zu reinigen, damit sie nicht verflachten. Nach außen konnte man den Aushub nicht werfen, weil sonst der Höhenunterschied zur Wallkrone herabnivelliert worden wäre. Also warf man den Aushub über den Wall hinweg ins Innere, wo er zur Erhöhung des Oberflächenniveaus beitrug. Das alles über lange Zeiträume hinweg gibt die schlüssige, nicht kultbedingte Erklärung für die aufgetragenen Innenflächen ab.

Warum nicht Schutzgehege für die Viehhaltung im Sinne einer arbeitsteiligen Landwirtschaft?

Da gegenwärtig die Theorie der Wehrschanzen als widerlegt gilt und diejenige der Weihebezirke mit mancherlei Ungereimtheiten belastet ist, soll im folgenden versucht werden, die fast völlig abgetane Deutung aufzugreifen, die Vierecksanlagen seien einst Schutzgehege für die Viehhaltung gewesen. Die Viehwirtschaft im Sinne des Almbetriebes ist für die Bewohner verstreut liegender Gehöfte oder kleinbäuerlicher Siedlungen auch heute noch bedeutend rationeller, als wenn die beteiligten Familien ihr Vieh getrennt halten und, summiert, hierfür einen hohen personellen Aufwand erbringen müßten. Ökonomisch gesehen mögen Almbetriebe die letzten Nachfahren jener keltischen Viehgehege sein.

Wenn es zutrifft, daß das Wort *Alp*, *Alb*, *Alf*, vielleicht auch *Alm* als Bezeichnung für Berg oder Weide, keltischen Ursprungs ist, daß es danach abgewandelt und latinisiert und letztlich ins Deutsche weiterentlehnt worden ist³⁶, dann ist nicht auszuschließen, daß die Kelten es in seiner einstigen Form für ihre Viehgehege im Flachland und in Mittelgebirgen verwendet haben.

In all diesen Gehegen konnte das Vieh vieler einzelner Höfe und Weiler gesammelt, gegen Ausbruch gesichert und jeweils nur von wenigen Hirten gehütet, geweidet und genutzt werden. Die Hirten konnten arbeitsteilig Milch, Butter, Käse, Fleisch, Häute und Wolle gewinnen. Tagsüber trieben sie das Vieh auf die nahen Weiden. Auch brachliegende Äcker, vor allem die angrenzenden Wälder, wurden beweidet, insbesondere von Schweinen und Ziegen. Klaus Schwarz, der allerdings die Gehege für Weihebezirke hält, fand bestätigt: *Die systematische Waldvernichtung ist zudem mit dem Einrichten des untersuchten Temenos (Holzhausen) synchronisierbar und verdeutlicht (. . .) die ermittelte Waldlage der Holzhausener Heiligtümer*³⁷. Waldvernichtung – sie wäre als Folge des gelegentlichen benachbarten Kultbetriebes nicht einleuchtend, doch als Folge ständiger Beweidung ist sie logisch.

Die Lage der Viehgehege, die aus Gründen der Ökonomie grundsätzlich außerhalb des agrarischen Nutzungsgürtels, also im eigentlichen Weide- sowie im Ödland- und Waldgebiet anzunehmen ist, bewahrte die Äcker vor Viehfraß und ebenso die damals durchweg unbefestigten Wege vor dem Zertampeltwerden. Beträchtlich war auch der Zeitgewinn, weil das tägliche Hin- und Zurücktreiben des Viehs zwischen Gutshöfen und Weiden sowie das Heranschaffen und die Lagerung von Futter inner-

halb der Siedlungen unterbleiben konnte. Erspart wurde auch die lästige Lagerung von Mist und dessen Abtransport, was alles das Leben in den Siedlungen bequemer und hygienischer machte sowie das Trinkwasser vor Verschmutzung bewahrte.

Im Brunnen von Fellbach-Schmidlen:

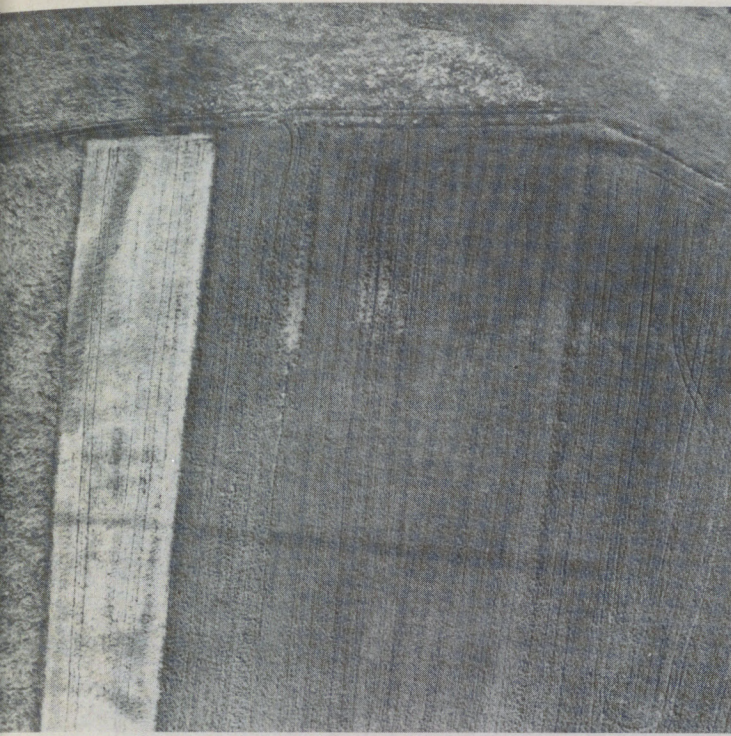
«Mist, wie er auf Viehweiden entsteht»

Anhand umfassender Analysen der pflanzlichen und tierischen Fundreste aus der Verfüllung des Brunnens von Fellbach-Schmidlen konnten erstmals klare Erkenntnisse über die Ökologie der Umgebung einer Vierecksanlage gewonnen werden. Obwohl auch dort die Forschung einhellig vom einstigen Zweck des Weihebezirks ausgeht, lauten die Ergebnisse dieses Präzedenzfalles wie eine Bestätigung der Theorie Viehgehege. Man konnte feststellen, daß (. . .) im Bereich von Fellbach-Schmidlen und dessen Umkreis folgende Vegetationsbereiche genutzt wurden, d. h. damals noch vorhanden waren: Grünland in Form einfacher Magerwiesen, (. . .) Feuchtgebiete einschließlich Bachufern und Flachmooren, Ackerlandbrachen und Waldränder- bzw. -lichtungen³⁸. Den Umstand, daß die botanische Untersuchung der Schachtsohle des Brunnens von Fellbach-Schmidlen sogleich nach der untersten Verfüllungsschicht eine dicke Lage – nicht von Stallmist, sondern – von Mist, wie er auf Viehweiden und in der Nähe von Viehweiden entsteht³⁹, erwiesen hat, soll hier nicht als Indiz für die Theorie Viehgehege herangezogen werden, wohl aber als Beweis dafür, daß die Umgebung des Viehgeheges auch nach seiner Aufgabe als Weide weiter genutzt wurde.

Auch wenn das Vieh in den Vierecksanlagen gesammelt gehalten wurde, mußte dennoch ein kleiner Teil der Arbeiten und Nachteile, die der Viehbetrieb mit sich bringt, in den Gehöften in Kauf genommen werden, soweit nämlich das benötigte Milch- und Zugvieh dort verblieb. Im übrigen aber war nach der hier vertretenen Theorie die Bevölkerung bis auf die wenigen Hirten in den Viehgehegen von Arbeiten mit dem Vieh freigestellt, so daß sich alle Nichthirten voll und ganz dem Ackerbau und handwerklichen Tätigkeiten widmen konnten, was zu beruflicher Spezialisierung und damit zu einer Verbesserung der Sozialstruktur beigetragen haben muß.

Ganzjährige Viehhaltung in den Gehegen?

Es ist wahrscheinlich, daß das Vieh in den Wintermonaten aus den Gehegen in die Siedlungen zurückgeholt worden ist. Da in dieser Zeit die Feldarbeit ruht, waren genügend Arbeitskräfte für die an-



Ergebnisse der Luftbildarchäologie: Oben die mittlerweile ausgegrabene Viereckschanze bei Ehningen, Kreis Böblingen, unten die von Berkheim, Kreis Biberach.



fallende Stallarbeit verfügbar; dies umso mehr, als damals im Winter keine Jungtiere geworfen wurden, also deren aufwendigere Wartung entfiel. Es ist jedoch nicht auszuschließen, wenn auch derzeit nur als Hypothese zu werten, daß das Vieh oder ein Großteil davon ganzjährig in den Gehegen blieb, also auch den Winter über. Dem damals robusteren, aus natürlicher Auslese hervorgegangenen Vieh

konnte das, wenn auch unter Inkaufnahme einiger kältebedingter Ausfälle unter den schwächeren Tieren, zugemutet werden. Heutiges Vieh ist im Vergleich zum damaligen geradezu unnatürlich überzchtet und verweichlicht. Das zur Fütterung notwendige Heu oder Futterfrüchte konnten, wie das noch heute in Ungarn geschieht, im Freien gelagert werden.

Träfe die Hypothese vom ganzjährig in die Vierecksgehege verlagerten Viehbetrieb zu, dann wäre in den Siedlungen – ausgenommen für die dort verbliebenen Milch- und Zugtiere – außer dem personellen auch jeder sachliche Aufwand für die Viehhaltung entfallen: Dort wäre keine Lagerung von Futter und Dung erforderlich, die Wohnweise eine (fast) viehfreie, die Trennung der Berufe in Nichthirten und Hirten eine vollständige gewesen.

Gegen die Hypothese der ganzjährigen Viehhaltung in den Gehegen spricht allerdings die Fundarmut, die dort auffällt, und zwar vor allem in den Bereichen der damaligen Gebäude. Denn bei ganzjähriger Belegung hätte sich erfahrungsgemäß ein Vielfaches an Resten von Wohn-, Ausrüstungs- und Wirtschaftsgegenständen finden müssen. So aber liegt die Annahme näher, daß die Hirten nur über die warme Jahreszeit in den Gehegen blieben, vielleicht auch nur über jeweils kurze Zeiten des Abweidens der näheren Umgebung, um danach mit den Herden in ein anderes Viehgehege oder den Winter über in die Gehöfte zu ziehen. Daß die Hirten ihre spärlichen Ausrüstungsgegenstände mitbrachten und beim Abzug nichts davon zurückließen –, das wäre eine Erklärung für jene notorische Fundarmut. Für die zeitlich beschränkte Nutzung – vielleicht nur eines Teiles der Gehege – findet sich noch heute eine Analogie im alpinen Almbetrieb. Hier bedingt vielerorts die mangelnde Ergiebigkeit der hochgelegenen Weideflächen nach dem Abweiden die Verlegung auf andere Alpen. Auch werden die Weideplätze mit dem Fortschreiten der Schneeschmelze im Frühjahr stufenweise in die höheren Bergregionen verlegt, und es werden umgekehrt – vor dem Wintereinbruch – zuerst die Hochalmen geräumt, dann die tiefer gelegenen – und das jeweils unter Mitnahme der Gerätschaften und Ausrüstungsgegenstände. Auch heutige Alpen werden daher der einst eine ähnliche Fundarmut aufweisen.

Gegen Viehdiebstahl durch Menschen sowie gegen Viehraub durch Bären, Wölfe und Luchse

Viehdiebstähle dürften bei Kelten, vor allem nach Mißernten und im Zuge der vielen Handel unter den Familien, Clans und Stämmen, häufig vorge-

kommen sein: Wo Grabhügel geplündert wurden, da machte man auch vor dem Diebstahl profanen Viehs nicht halt. Gegen einzelne Diebe oder kleinere Diebesbanden boten die Viehgehege mit ihren meterhohen Steilwänden hinlänglichen Schutz. Daß dieser Schutz beträchtlich besser gewesen wäre, wenn die Wälle und Gräben mit Palisaden, Astverhauen oder Holzzäunen ergänzt gewesen wären, liegt auf der Hand. Das wäre zum einen dort von Vorteil gewesen, wo Schafe und Ziegen gehalten wurden, denn diese begabten Kletterer hätten sonst über die Gräben und Wälle aus dem Gehege gelangen können. Zum anderen dort, wo es geboten war, die menschlichen und tierischen Viehdiebe in besonderem Maße abzuschrecken. Wenn es denen aber dennoch geglückt sein sollte, insbesondere bei Nacht, Nebel oder Regen die Umwallung zu überwinden, dann wird es ihnen wohl nur in seltenen Fällen gelungen sein, mit gestohlenem Vieh über Wall- und Grabenwände hinweg den Weg nach außen zu bewältigen, ohne von den Wachen und deren Hunden gestellt zu werden.

Im weiteren Verfolg des Meinungsstreits müssen daher die Verfechter der Theorie vom Weihebezirk befürchten, daß bei künftigen Grabungen doch noch Reste von Zäunen auf den Wallkronen zutage treten, wohingegen der Autor als Befürworter der Theorie vom Viehgehege auf solche Funde und damit auf ein weiteres bestätigendes Indiz hofft. Es wäre allerdings gut möglich, daß die Wallkronen auf andere Weise als mit eingepfählten Zäunen bewehrt gewesen sind, nämlich mit Ast- oder Dornverhauen. Sollten die keltischen Viehgehege – oder wenigstens ein Teil davon – mit solchen Verhauen aufgestockt gewesen sein, dann ist allerdings der Nachweis heute wohl kaum mehr möglich. Desgleichen, wenn die Zaunteile nicht mittels Pfosten auf die Wallkrone gesetzt, sondern in der Weise dort befestigt worden sind, daß sie entweder paarweise – winkelig und mit den Oberkanten aneinandergelehnt – oder nur mit Holzstützen versehen worden sind.

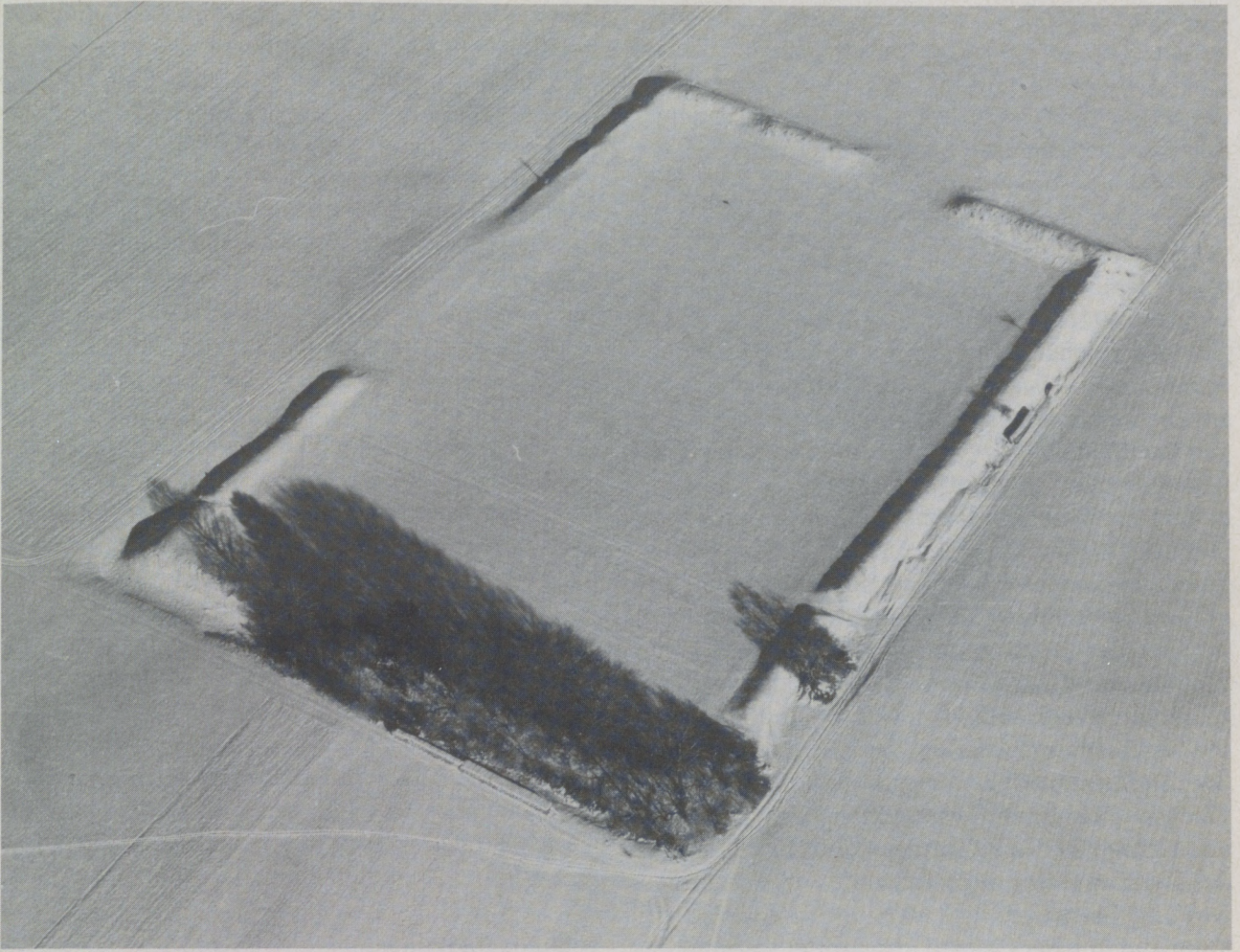
Sicherlich gab es bei den Kelten besonders ruhige Zeiten wie auch außerordentlich friedliche Landstriche, da nicht oder nur ausnahmsweise mit Viehdieben zu rechnen war. Aber im Verlauf ihrer ganzen Geschichte sind sie der vierbeinigen Viehdiebe in Gestalt der Bären, Wölfe und Luchse nie Herr geworden, sogar die ihnen nachfolgenden Römer und Germanen nicht. Auf Bären und Wölfe übte jegliches Vieh, auf die Luchse zumindest die Schafe und Ziegen eine immerwährende Anziehungskraft aus, und die beiden ersteren bedrohten stets auch Leib und Leben der Hirten. Daher vermute ich, daß

die Häufigkeit der Vierecksgehege sowie die Höhe und Breite der Umwallungen den damaligen hauptsächlich Verbreitungsgebieten von Wölfen, Bären und Luchsen entsprach und daß sich die Kelten in denjenigen Landstrichen, in denen keine oder nur wenige Vierecksanlagen nachzuweisen sind, mit Holzzäunen begnügen konnten, wie das heute bei der Viehhaltung der Fall ist. Wenn in einem Landstrich die Raubtiere ausgerottet oder durch Bejagen und zunehmende Landkultivierung vertrieben und Viehdiebstähle durch Menschen zur Ausnahme geworden waren, dann konnten Wälle und Gräben ersatzlos aufgegeben, dem Verfall ausgesetzt oder verfüllt werden. Wo aber Viehgehege in spätkeltischer Zeit erstmals angelegt oder als Neubauten an die Stelle veralteter Anlagen traten, da geschah das vermutlich nicht nur in Holzhausen und Tomerdingen, sondern auch anderswo in der ausgereift-verstärkten Form mit Graben und Wall. Erst recht, als die Kelten vom dritten Jahrhundert v. Chr. an dazu übergingen, mit verbesserten Bautechniken immer festere Wallburgen und wehrhafte Städte anzulegen, da dürften sie, wo es geboten schien, auch bei den Viehgehegen mittels Gräben und Wällen vollends ganze Sache gemacht haben.

Auch Viehgehege ohne Wall und Graben zu vermuten

Ein weiterer Grund für die im Laufe der Zeit weiter verstärkte Ausgestaltung von Viehgehegen mag darin gelegen haben, daß mit der Bevölkerungszahl nicht nur der Viehbestand zunahm, sondern daß man auch vermehrten Viehdiebstählen durch Menschen nachhaltiger vorbeugen mußte. Nach dem Vorhandensein von Viehgehegen mit geringem Schutzbedürfnis, nämlich solchen ohne Wall und Graben, ist in den Gegenden, in denen bisher keine Vierecksgehege gefunden wurden, nie gezielt gesucht worden. Es dürfte sie aber gegeben haben. Sehr leicht werden die Spuren bloßer Pfostengevierte entweder übersehen oder sie sind durch Erosion, Überackerung und Überbauung vergangen, also nicht mehr zu belegen.

Das gilt jedoch nicht nur für bloße, unbewehrte Viehgatter, sondern erst recht für die Zäune auf Wallkronen, deren einstiges Vorhandensein ich zumindest bei einem Teil der Anlagen vermute: Wo die Wälle eingeebnet oder durch Erosion und Überackerung tiefer abgetragen sind als bis zum seinerzeitigen unteren Ende der Pfostenlöcher, da läßt sich heute weder der Nachweis solcher Zäune führen noch der, daß es sie nicht gegeben habe. Während menschliche Viehdiebe nur gelegentlich auf



Die späteltische Viereckschanze bei Neufahrn, Landkreis Tölz.

Beute ausgingen, war das beim genannten Raubwild ununterbrochen, vor allem auch nachts der Fall. Es mußte zwar tagsüber mit dem Austrieb des Viehs auf die umliegenden Weiden und Wälder eine Gefährdung durch das Raubwild in Kauf genommen werden, doch war sie tragbar, weil Bären, Wölfe und Luchse von Natur aus lichtscheu und bei Helligkeit von den Menschen viel leichter zu bekämpfen sind als im Dunkeln. Besonders gefährdetes Vieh wie hochträchtige oder neugeborene Tiere konnten außerdem auch tagsüber gesichert in den Viehgehegen belassen werden. Also erfüllten die keltischen Viehgehege zugunsten der Hirten und der ihnen anvertrauten Tiere ihren Sicherungszweck wohl noch besser, als das heute bei den afrikanischen Viehkrälen der Fall ist.

Als die Römer das einst keltische Gebiet besetzten, ummauerten auch sie ihre ländlichen Hofgrundstücke. Ein wesentlicher Grund hierfür dürfte das gleiche Schutzbedürfnis vor Raubtieren aller Art gewesen sein.

Ableitungen aus der Theorie des Viehgeheges: Bauten z. B. sind Hirtenhäuser und Käsereien

Manche Folgerungen und Antworten ergeben sich schlüssig aus dieser Theorie. Deren Stärke liegt in ihrer durchgängigen Einfachheit. Es scheint, als sei bisher die seinerzeit allgegenwärtige Raubtiergefahr schlicht übersehen oder nicht genügend gewichtet worden. Wie alle Folgerungen aus Theorien, sind auch diese nur Vermutungen, die der Erhärtung und des letztlichen Beweises bedürfen:

a) Die Viehgehege lagen in den keltischen Landschaften nicht nur in sehr ungleichen Entfernungen voneinander, sondern sie waren in manchen Gegenden nicht vorhanden. Diese Ungleichheiten erklären sich einerseits durch die unterschiedliche Bevölkerungsdichte und die dementsprechenden Mengen des Viehbestandes, andererseits durch das örtlich wechselnde Ausmaß der Gefährdung von Menschen und Viehherden durch Diebe, Wölfe, Bären und Luchse. Auch mag da und dort das verfüg-

bare Weideland zu klein oder zu wenig ergiebig gewesen sein, so daß man, sobald das Umfeld des einen Geheges abgeweidet war, das Vieh in ein anderes verlegte. Demnach lagen die Gehege in denjenigen Landstrichen näher beieinander, in denen die Viehbestände besonders groß, die Raubtiere zahlreicher oder die Weiden unergiebiger waren als anderswo.

b) Die Größe der Viehgehege war der Menge des darin unterzubringenden Viehs angemessen. Ein gewisses Höchstmaß bis etwa 140 Meter Seitenlänge wurde dabei – vermutlich aus Gründen der Übersichtlichkeit, der begrenzten Ergiebigkeit der umliegenden Weiden und wohl auch einer bestmöglichen Betriebsgröße – nicht überschritten.

c) Was die Tiefe und Breite des Grabens sowie die Höhe des Walles, vielleicht auch des auf ihm stehenden Zaunes oder Verhaues angeht, so hatten sie wegen der Sicherung von Mensch und Vieh dem Mindestanforderung zu genügen, größere Rudel von Wölfen und Gruppen von Bären wirksam abzuschrecken. Wenn außerdem kleinere Räuberbanden die Gegend verunsicherten, dann wird man die eine oder andere Anlage angemessen ausgebaut und die Wachen ausreichend verstärkt haben. Wo Wälle und Gräben wegen zu geringer Höhe bzw. Tiefe für Raubwild eine nur unzureichende Abschreckungswirkung hatten, da läßt sich vermuten, daß das Raubwild in jener Gegend ausgerottet war und das nun einmal schon vorhandene Gehege zwar beibehalten wurde, jedoch seinen eigentlichen Wert lediglich darin fand, das Vieh am Ausbrechen zu hindern.

d) Die Vierecksform bot gute Übersicht über das Innere der Anlage und über ihr Vorfeld, am ehesten vom erhöhten Tordurchlaß aus. Bei ungenügender Sicht dürften zwei auf den einander gegenüberliegenden Wallecken postierte Wächter ausgereicht haben.

e) Vieh benötigt viel Wasser. Wenn weder im Viehgehege noch in dessen erweitertem Umkreis bis zu einem oder wenigen Kilometern eine Quelle, ein See oder ein fließendes Gewässer vorhanden war, so mußte ein Brunnen gegraben werden. Vielleicht auch nur, um den Hirten eine gesonderte, abgetrennte Wasserentnahme zu sichern. Die erreichbare Nähe von genügend Wasser ist eine unverzichtbare Grundlage der These vom Viehgehege.

f) Die Bauten in den Viehgehegen waren die Behausungen der Hirten. Dort wohnten sie, bewahrten ihre Gerätschaften auf, sammelten die Milch, bereiteten Butter sowie Käse und bearbeiteten Häute. Die verschiedentlich nachgewiesenen Säulenreihen entlang der Längsseiten dieser Häuser mögen Stüt-

zen für Umlaufdächer gewesen sein; vielleicht dienten die Überdachungen stattdessen der geschützten Lagerung von Heu oder sonstigen Futtermitteln nach Art der Futterraufen, vielleicht auch zum Lufttrocknen von Käse, Fleisch oder Häuten.

g) Die Tierfiguren von Fellbach-Schmidten sind kein stichhaltiges Indiz für die Eigenschaft der Vierecksgehege als Weihebezirke. Aber wenn auch Tempel oder Kultschächte in den Viehgehegen nachgewiesen werden sollten, so widerspräche das ebenso wenig der hier vertretenen Ansicht, die Anlagen seien Viehgehege, wie heutzutage das Vorhandensein einer Kapelle oder eines Bildstockes auf einer Alm deren viehwirtschaftliche Zweckbestimmung infrage stellt. Für die Betreiber eines Viehgeheges stellte das Vieh ihren wesentlichen beweglichen Besitz, ja sogar ihre Existenzgrundlage dar. Daher ist durchaus zu erwarten, daß dort Kultgegenstände, womöglich auch Opferstätten nachgewiesen werden.

h) Als Hypothese wäre zu bedenken, ob die Vierecksanlagen in älterer Zeit tatsächlich kultischen Zwecken gedient haben, dann aber zweckentfremdet und als Viehgehege weiterverwendet worden sein könnten. Die Profanisierung von Kirchen in napoleonischer Zeit und nach der russischen Oktoberrevolution wären moderne Parallelen hierzu.

Schlußbemerkungen

Die vorliegende Arbeit fußt auf Veröffentlichungen, deren Verfasser die Theorie vom Viehgehege ablehnen, sie zumindest nicht verfechten. Angesichts der heutigen verfeinerten Untersuchungsmethoden einerseits und zunehmend zielgerichteten Erforschung der Vierecksanlagen andererseits wird die Frage nach dem einstigen Zweck dieser Erdwerke nicht mehr lange ungeklärt bleiben.

Eine Klärung im Sinne der hier vertretenen Theorie vom Viehgehege ist umso eher zu erwarten, wenn man folgenden Alternativen nachgeht:

- Gab es Keltengebiete ohne Vierecksgehege oder handelt es sich bei den bisher fundleeren Gegenden um vorläufige Entdeckungslücken

- waren es Kultschächte oder Brunnen im Innern der Anlagen

- waren es Kultpfähle oder Holzreste der einstigen Brunnenanlagen am Grunde der Schächte

- waren es nemeta oder schlicht Hirtenbehausungen innerhalb der Anlagen

- sollte es Zufall sein, daß die Gevierte üblicherweise in typischen Weidegebieten und in Wassernähe lagen oder war die derartige Standortwahl unabdingbare Voraussetzung für die Viehhaltung



– läßt sich anhand von Bodenuntersuchungen innerhalb der Gevierte mit der Menge von Kot- und Urinrückständen nachweisen oder widerlegen, daß dort langfristig Viehhaltung betrieben wurde? Nach dem heutigen Forschungsstand stimmen jedenfalls die Belange viehwirtschaftlicher Ökonomie sowie die Erfordernisse der Sicherheit für Hirten und Herden vor Raubwild mit der Annahme überein, daß es sich um Viehgehege gehandelt hat; und sie erklären deren Lage sowie die Art ihrer Ausgestaltung ebenso zwanglos wie schlüssig.

Literatur

- BIEL, JÖRG: Kulturdenkmale in Bad.-Wttbg., Stgt. 1974. Kleine Führer, Blatt 8: Die Viereckschanze bei Nürtingen Krs. Esslingen. (Kultur BW)
- BITTEL, KURT: Viereckschanzen und Grabhügel – Erwägungen und Anregungen. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 35, Heft 1, Zürich 1978 (VuG)
- BEHREND, ROLF-HEINER, BITTEL KURT, DEHN ROLF, KIMMIG WOLFGANG, SCHIEK SIEGWART, PLANCK DIETER: Die Kelten in Baden-Württemberg. Stgt., 1981 (KiBW)
- DREXEL, FRIEDRICH: Templum. In: Germania 15, 1930
- EBERL, BARTHOLOMÄUS: Die Viereckschanze bei Oligshofen (Illertissen). In: Das Schwäbische Museum 8, 1932, 49 ff.
- GOESSLER, PETER: Neue Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie Schwabens. 1952, 31, 34–37.
- HATT, JEAN-JACQUES: Kelten und Gallo-Romanen. Genf/München 1970/1979 (KuGR)
- HERM, GERHARD: Die Kelten. Düsseldorf/Wien 1975 (Kelten)
- HEUKEMES, BERND MARK: Zur keltischen Doppelschanze Am Waserbett von Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis. In: Denkmalspflege in Bd.-Wttbg., Stgt. 1983 (Denkmalspflege Bd.-Wttbg)
- KIMMIG, WOLFGANG: Die Heuneburg an der oberen Donau. 2. Aufl. Stgt. 1983 (Heuneburg)
- KIMMIG, WOLFGANG: Vorgeschichte zwischen Neckar und Nördlinger Ries. In: Württembergisch Franken, Band 57, Schwäb. Hall 1973. (Vorgesch.) – Druck ohne Seitenzahlen –
- MANSFELD, GÜNTER: Untersuchungen an keltischen Viereckschanzen. In: Fundberichte aus Baden-Wttbg, 1981, S. 351–368
- PARET, OSKAR: Die spätkeltischen Viereckschanzen. Vor- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft . . . 1950
- PLANCK, DIETER/SCHIEK, SIEGWART: Archäologische Ausgrabungen, Stgt. 1974/1975, 1978/1979, (Arch. Ausgr.) 1980/1981
- PLANCK, DIETER/KÖRBER-GROHDE, UDELGARD u. a.: Eine neu entdeckte keltische Viereckschanze in Fellbach-Schmidlen, Rems-Murr-Kreis. In: Germania 60, Mainz 1982
- PLANCK, DIETER/BIEL, JÖRG/KÖRBER-GROHDE, UDELGARD u. a.: Der Keltenfürst von Hochdorf. Katalog der Archäologischen Denkmalspflege in Bd.-Wttbg, Stgt. 1985. (Katalog)
- REINECKE, PAUL: Alter und Bedeutung der Viereckschanzen in Süddeutschland. In: Deutsche Gaue 11, 1910
- SCHIEK, SIEGWART: Fundberichte aus Bd.-Wttbg., Band 4, Stgt. 1979. (Fundber. Bd.-Wttbg.)
- SCHWARZ, KLAUS: Die Geschichte eines keltischen Temenos im nördlichen Alpenvorland. In: Ausgrabungen in Deutschland Röm./Germ. Zentralmuseum Mainz 1975. (Holzhausen)
- SCHWARZ, KLAUS: Zum Stand der Ausgrabungen in der spätkeltischen Viereckschanze von Holzhausen. In: Jahresber. d. bayrischen Denkmalspflege 1962. (bayr. Denkmalspflege)
- SPINDLER, KONRAD: Die frühen Kelten. Stuttgart 1983 (d. f. K.)
- WIDMANN, HANS: Schwäbische Alb – Geschichte eines Namens. Stuttgart 1957
- ZÜRN, HARTWIG: Die keltische Viereckschanze bei Tomerdingen Krs. Ulm (Wttbg.). In: Proc. Prehist. Soc. NS. 37, 1971 (Tomerdingen)

Anmerkungen

- Schwarz, Holzhausen 325; Bittel, VuG 6, KiBW 106; Planck Kat. 341, Heukemes, Denkmalspflege Bd.-Wttbg. 1983, 149
- Kimmig, Vorgesch. 60 (nicht numeriert)
- Bittel, KiBW 114; Heukemes, Denkmalspflege in Bd.-Wttbg. 1983, 196
- Schwarz, Holzhausen 345 zu Abb. 19; Bittel, KiBW 95, 116; Herm, Kelten 246
- Bittel, KiBW 116
- Bittel, KiBW 94, 106 f; VuG 7, 15 Anm. 47; Herm, Kelten 245
- Bittel, VuG 3; KiBW 106, 112
- Schwarz, Holzhausen 324, 334 f; Bittel VuG 3, 7; KiBW 109 f; Biel, Kultur BW Bl. 8, 1974, 1
- Zürn, Tomerdingen 218 ff
- Schwarz, Holzhausen 334, 341 ff
- Planck, Arch. Ausgr. 1980, 51 59; KiBW 334, 336; Katalog 349; Germania – 60 – Mainz, 1962, 149
- Fischer, KiBW 73; Kimmig, Heuneburg 218; Spindler, d. f. K. 44 366; Hatt, KuGR 198
- z. B. Bittel, KiBW 114 f; Schiek, KiBW 422, 429; Arch Ausgr. 1984, 81; Planck, Katalog 149, 341 (sehr allgemein: . . . «häufig lassen sie unmittelbaren Bezug zu einem Gewässer erkennen.»; vgl. dort Anm. 97; Germania 149 f; Heukemes, Denkmalspflege in Bd. Wttbg. 1983, 195
- Bittel, VuG 7; KiBW 94, 112; z. B. Planck, Arch. Ausgr. 1980, 59; Heukemes, Denkmalspflege in Bd.-Wttbg. 1983, 197
- Goessler, Neue Beiträge 1952, 31; Bittel, VuG 11; KiBW 93, 113; Schiek, Arch. Ausgr. 1977, 42; kritisch Planck, Kat. 341
- Planck, Germania 148; Bittel, KiBW 94, 113
- Bittel, VuG 8; KiBW 113 f; Hatt, KuGR 292 f
- W. Conrady, Limesblatt Nr. 21, 1897, 588 ff; A. Dauber, «Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern» Bd. 8, 125 – zitiert bei Schwarz, Holzhausen 324; Reinecke, vgl. Anm. 49, – Planck, Kat. 341
- Limesblatt Nr. 21, 585 ff
- Templum 3 ff
- Schwarz, Holzhausen 329, 332
- Michel Perrin: La fosse hallstattienne «Des Jons» – Bulletin de la Société des Arts et des Sciences de Tournus, 72 (1974) 1–113; Spindler, d. f. K. 374 f
- Schwarz, Holzhausen 324; Bittel, KiBW 93, 106, 110; kritisch Fischer, KiBW 73; Kimmig, Heuneburg 49, 219; Planck, Arch. Ausgr. 1974, 25; Kat. 342 f; Germania 147; Biel, Kultur BW 1974, 2; Hatt, KuGR 293; Heukemes, Denkmalspflege Bd.-Wttbg. 1983, 194
- Schwarz, Holzhausen 345 f; Bittel, KiBW 112; VuG 3; Biel, Kultur BW 1974, 2; Planck, Kat. 342, ablehnend 353
- Kimmig, Vorgeschichte 55; Herm, Kelten 247
- Schwarz, Holzhausen, 335, 337; Herm, Kelten 247
- Planck, Arch. Ausgr. 1980, 54–57; Kat. 350 f; Germania 138 ff; Bittel, KiBW 110 f
- Mansfeld, Fundber. Bd.-Wttbg. 1981, 351–368
- Poseidonios, Fragment 18
- z. B. Schwarz, Holzhausen 325 ff
- Bittel, KiBW 112; Kimmig, Vorgeschichte 55
- Planck, Germania 120 ff
- Kimmig, Vorgeschichte 53; Bittel, KiBW 73, 132
- Bittel, VuG 11; KiBW 116 (schließt sogar kosmische Ausrichtung der Anlagen auf Gestirne nicht aus)
- Bittel, KiBW 125; Biel, Kat. 41; Spindler, d. f. K. 163
- Widmann «Schwäbische Alb – Geschichte eines Namens»: «Alb» – keltisch für «Berg», S. 115 f – oder für «Weide, nährender Berg, Bergweide» – S. 118 f. Noch heute süddeutscher Begriff für Viehweiden an der Grenze agrarischer Nutzzone, – S. 104 f, 112 – und zwar für Weideflurnamen auch außerhalb der Schwäb. Alb – S. 108 f
- Schwarz, Holzhausen 327
- U. Körber-Grohde, Kat. 359 ff, 362
- Planck, Arch. Ausgr. 1980, 52; vgl. auch Kat. 350, 353; KiBW 334 f.